



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Eiserne Zeit

Bömers, Karl

Detmold, 1889

II.

urn:nbn:de:hbz:466:1-12591

Jobst ihr oft auf heimlichen Wegen zugesandt, hatte der Vetter sie gewarnt, er hatte es an sich genommen, um Messen dafür lesen zu lassen. Den alten Birkhofer hatten die Herren von Münchhausen auf ihr Renthaus in Stadthagen versetzt, weil sie in Kinteln eine jüngere Kraft brauchten, denn in der Kriegszeit gingen die Gülden schwer ein und der schwache Mann war der großen Arbeit nicht gewachsen.

So standen die Sachen, als Jobst in Stadthagen eingezogen, und nun hatte er den schwersten Schlag empfangen, als er die Jugendgeliebte am Arme des Jugendfreundes aus der Kirche hatte kommen sehen.

Das Alles ließ Jobst zum tausend und so und so vielen Male an sich vorüberziehen, als er in dem Winkel der Wirtsstube saß. Lästig wurde ihm dabei das Lachen und Scherzen seiner lustigen, tafelnden Kameraden, die Luft in der Stube wirkte drückend und beengend auf ihn, und lieb war es ihm, als er herausgerufen wurde und ein Bote ihm meldete, der verwundete schwedische Wachtmeister Harten wünsche des Sehnllichsten, ihn zu sprechen.

Er verabschiedete sich von den zechenden Herren und ging davon.

II.

Und jezo führe ich Dich, geneigter Leser, in ein sauberes Haus an der Obernstraße zu Stadthagen. Reinlich und nett ist jeder Winkel des Hauses, blankgeputzt und gescheuert ein jeglich Gerät; aber das Feinste und Schmuckste unter dem Dache ist die Frau des Hauses, die Witwe Walte. Vor einigen Jahren war ihr Mann auf dem Walle der Stadt im Kampfe gegen Tilly'sche Soldaten gefallen, er war seines Zeichens ein Gerber, dabei ein tüchtiger Kriegsmann gewesen und ein ehrenfester, wackerer Bürger. Die bildsaubere, rundliche

Frau Walte, ihres Alters nunmehr vierzig Jahre, war seit dem Eintritt in den Witwenstand viel umworben gewesen, sie hatte aber den Witwenstuhl nicht verrückt und ehrlich und wohl Haus gehalten; und sie war nicht gesonnen, ihrem einzigen kleinen Sohne einen Stiefvater zu geben. Das Andenken an ihren ersten Mann haftete allzu fest in ihr. „Einen tapferern, besseren Mann und einen tüchtigeren Gerber wird die Sonne nicht wieder bescheinen,“ pflegte sie noch allezeit zu sagen indem sie sich mit dem Zipfel der Schürze die guten Augen wischte, und es gab Keinen, der das Gebot der Höflichkeit so weit vergessen hätte, ihr zu widersprechen.

Dieser Glaube an die einzige Tapferkeit ihres Eheherrn begann seit Kurzem in etwas erschüttert zu werden. Man hatte ihr einen Schweden zur Pflege in das Haus gebracht, der auf dem Zuge nach Stadthagen aus dem Hinterhalte einen Schuß durch den Arm erhalten, als er eben die Feldflasche zum Munde gehoben, und dieser alte Schwede war der Wachtmeister Snorro Harten, den sie die Schnurre nannten. Mitleidsvoll hatte die Frau Walte sich auf Anfrage des Quartiermeisters wohl bereit erklärt, den Verwundeten aufzunehmen, und bislang war ihr Reue über ihr mildthätiges Werk noch nicht gekommen. Man mußte den Wachtmeister Harten kennen, um das zu begreifen. Er war ein höflicher Mann von guten Manieren, und er wußte so trefflich und spannend zu erzählen von Allem, was er gesehen und erlebt, daß man des Zuhörens nicht müde wurde. Alles, was er sagte, gewann in seinem Munde Bedeutung und war auch denen verständlich, welche mit geringerem Fassungsvermögen begabt waren. In seiner noch immer fremd anklingenden Sprache berichtete er von dem schönen Schwedenlande, von der großen Stadt Stockholm und von seinem

Geburtsorte Eskilstuna in Södermanland, wo er ein Spielmann gewesen, bis er in Kriegsdienste getreten. Von dem Tage, wo er mit zweihundert Schiffen bei Elfsnaben die schwedische Küste verlassen, bis zur Landung an der Insel Rügen und bis zum Heldentode seines ruhmreichen Königs Gustavi Adolphi, spann sich der Faden der Geschichte des redseligen Alten, und wenn er sinnend sich den graufarbenen Knebelbart strich, oder mit der unverwundeten Rechten sich betauernd an die breite Brust schlug, dann war Keiner, der die Wahrheit seiner Geschichten angezweifelt hätte, mochten sie noch so haarsträubend sein. — Eine aber hörte seinen Erzählungen am liebsten zu und das war die Witwe Engel Dorothea Walte; ja, es hatte das bis dahin Unerhörte sich begeben, daß sie geäußert, einen tapferern Kriegsmann werde die Sonne wohl nicht bescheinen, als ihren Pflegling. Und dabei war er, wie gesagt, ein höflicher, artiger Mann. „O, meine liebe Frau Walte,“ pflegte er zu sagen, „wie gut seid Ihr! Mit Recht führt Ihr den Namen Engel, denn Ihr seid ein Engel von Milde und Barmherzigkeit gegen mich armen, verfahrenen Mann.“ Und wenn er die kleinste Handreichung von ihr begehrte, that er dies mit so bescheidenen, sittsamen Worten, daß sie nicht genug versichern konnte, sein Begehren verursache ihr durchaus keine Mühe.

Heute aber machte der Patient seiner Pflegerin schwere Sorge. In der Nacht hatte das Wundfieber sich eingestellt und wirre Phantasmen ängstigten den Mann. Offenbar träumte er von der Schlacht bei Rügen. Bald schrie er laute Commandoworte, bald ermunterte er mit unzusammenhängenden Lob- und Preisreden die Soldaten, als wäre er der Herr der Schlacht und als ob Alles nach seinem Willen gehen müsse. Dann wieder stöhnte er dumpf „Pappenheim

— der Teufel ist los — das schöne gelbe Regiment — und das blaue auch — Kinder, seid ihr Alle tot — schadet nicht — nur immer voran — o, Gustavi Adolphi, mein König, mein König — Johannes Schneeberg, du Hund, hast meinen König geschossen — greift die Canaille — der Kerl hat sich aus der blauen Fahne eine Pluderhose zurecht gemacht — o, du Satanszeug“ — — — Und so ging es in einem fort, der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn, also, daß es der Witwe Walte angst und bange ums Herz wurde, und wenn auch am Morgen der Kranke ruhiger wurde, schickte sie doch zu dem Doctor Balthasar Stockhausen, zu dem sie ein größeres Vertrauen hegte, wie zu dem Feldscheer des Regiments.

Balthasar Stockhausen kam denn auch um die Mittagszeit, er trat an das Bett und schaute durch seine großen Brillengläser den Kranken an.

Der Wachtmeister schlug die Augen auf. „Was will diese runde Blutwurst hier an meinem Lager?“ fragte er. „Mein Arzt ist der Lieutenant Jobst Johanning und einen andern habe ich nicht vonnöten.“

„Verhaltet Euch nur ganz ruhig,“ sagte Balthasar Stockhausen, „meine Kunst ist groß, ich werde Euch eine Ader schlagen, dann trinkt nur gehörig Wasser, und Latwerge will ich — — —“

Er konnte den Satz nicht vollenden; risch hob sich der Wachtmeister aus dem Bette, nahm, ohne ein Wort zu sagen, den Arzt beim Kragen, schleppte ihn an die Treppe und stieß ihn die Treppe hinunter, daß der Aermste davonfugelte und vielleicht Hals und Beine gebrochen hätte, wäre er nicht von Jobst Johanning aufgefangen, der eben die Treppe hinaufstieg.

„Bei dem üblen Teufel mag ein Anderer Arzt sein,“ pustete Balthasar Stockhausen und schnob von dannen.

Oben an der Treppe aber schimpfte der Wachtmeister Harten: „Aderlaß, Wassertrinken und höllische Latwerge — Pech und Schwefel über euch elende Quacksalber, wir kennen euch! Gut, daß du da bist, Jobst, ich weiß, du giebst mir ein Glas Wein und machst mich wieder heil und gesund, wie du das schon oft gethan. Nehmt nichts für ungut, liebe Frau Walte, aber solche Leute müßt ihr mir nicht auf meinen armen Leib hegen.“

Und Jobst Johanning verband den Arm, nähte und schiente ihn fest, gab dem Wachtmeister auch das begehrte Glas Wein zu trinken, nachdem er ein fieberstillendes, schlafbringendes Mittel hineingeschüttet, und der alte Harten schlürfte den Wein mit großem Behagen, dann fragte er: „Jobst, werde ich den Arm einst wieder zum Geigenspiel brauchen können?“ und als ihm Jobst das versprochen, schlief er bald so ruhig ein, wie ein Kind.

Jobst aber und die Frau Walte saßen noch längere Zeit beisammen und so von ohngefähr brachte Jobst das Gespräch auf den Notarius Konrad Wölsingen und die Wendelin Birkhofer. Da hörte er denn des Lobes genug von den Beiden, fürnehmlich von der Wendelin. An dem Notarius tadelte sie nur eins, daß er ein eiteler, hoffährtiger Herr und oft etwas hart gegen den gemeinen Mann sei. Das habe sie von Hörensagen erfahren, die Leute sprächen viel, lieber Schlimmes als Gutes, und verbürgen könne sie es nicht.

„Würdet Ihr mir, verehrte Frau, wohl gestatten, hier in Eurer Behausung ein Brieflein zu schreiben?“ fragte Jobst, und nachdem die Frau Walte versichert, daß ihr das eine Ehre sein werde, auch Schreibzeug und Papier aus der Nachbarschaft herbeigeschafft, setzte sich Jobst nieder und schrieb emsig. Einen Brief richtete er an Wendelin, er bat sie, ihm vor dem

Scheiden auf immer noch eine Unterredung zu gestatten, sie möge dies thun in Erinnerung an alte, schönere Zeiten, es dränge ihn, ihr noch einmal zu begegnen und ein versöhnendes Lebewohl mit ihr zu tauschen, und möge sie ihn um die sechste Stunde des folgenden Abends in der Gartenlaube ihres Hauses erwarten. Diesen Brief siegelte er und schrieb dann einen zweiten. Dieses zweite Schriftstück aber war für ihn ein schweres Stück Arbeit; es war ein Truggewebe, bestimmt, den Notarius Wölsingen zu fangen und zu Falle zu bringen.

Lange hatte Jobst mit sich gekämpft, ehe er den Anfang der Ausführung seines Vorhabens machte; hundertmal hatte er den Plan verworfen und hundertmal hatte er ihn wieder aufgenommen. Oft war er entschlossen, den tiefen Schmerz um den Verlust seiner Jugendliebe wie ein Mann zu ertragen, er wollte Wendelin vergessen, oder, wenn er das nicht vermochte, ihrer in Ruhe und Frieden gedenken, wie man der abgeschiedenen Lieben gedenkt. Dann drängten sich ihm immer wieder Bilder auf, die seine Seele zermarteten. Er sah Konrad, wie er die Geliebte im Arme hielt, wie er ihr Worte der Liebe ins Ohr flüsterte, denen sie mit seligem Lächeln lauschte, wie er seine Lippen auf die ihrigen drückte; und dann hatte das ruhige Denken ein Ende, dann wurde es dunkle Nacht vor seinen Augen und der leidenschaftliche Zorn, der so unselig in seinem Leben gewaltet, beherrschte ihn wieder. Und jezo war er entschlossen, er wollte Konrad vernichten; was nachher kam, würde sich finden.

Dennoch sträubte sich seine Feder, als er zu schreiben begann; „Krieg, Krieg an allen Ecken und Enden. Hammer oder Ambos, Sieger oder geschlagen!“ murmelte er, und schrieb dann unbeirrt weiter. Er fertigte einen Brief, den scheinbar der kaiserliche Capitän Konrad Johann Baur, den sie den Spitalmeister oder

Krankenvogt nannten, von Rinteln aus, wo er kurz zuvor gestanden, an den Notarius Wölffingen geschrieben, und in dem verrätherische Machinationen gegen den Herzog Georg von Lüneburg, der kurz zuvor Oldendorf besetzt gehalten, geplant waren. Er gab dem Briefe eine dunkle Fassung, so daß er zu der Annahme führen mußte, es sei bereits ein weiterer Briefwechsel vorausgegangen. Diesen Brief wollte Jobst zwischen die Actenstücke schieben, die Konrad von Zeit zu Zeit dem Räte der Stadt unterbreiten mußte; fanden dann die Herren vom Räte das gleichsam aus Versehen zwischen die Acten gelangte Schreiben, so konnten die Folgen nicht zweifelhaft sein.

Jobst schauderte zurück, als er den Brief beendet; aber er tröstete sich damit, daß er den Brief ja noch in der Hand halte; auf den folgenden Abend hatte ihn Konrad zu sich geladen, und von der vorhergehenden Unterredung mit Wendelin sollte es abhängig sein, ob er den Stein auf den Gegner werfen wollte. Er steckte beide Briefe zu sich, verabschiedete sich von der Frau Walte, die am Bette des schlafenden Wachtmeisters saß, versprach ihr, er wolle ihr einen zuverlässigen Wärter senden, und suchte alsdann Jochen Stahlhut auf. Diesen fand er auch bald da, wo er ihn suchte, bei den Spielleuten und Schenkmädchen am Markt. Er rief ihn bei Seite und sagte:

„Geh' an der Kirche vorbei, links die Stadtmauer entlang, da liegt das Münchhausen'sche Renthaus. In dem Hause machst du dir irgend was zu schaffen, bis du das Fräulein dort allein triffst, dem gibst du diesen Brief. Hast du das gethan, so begiebst du dich in das Walte'sche Haus, wo der Wachtmeister Harten krank liegt; bei dem bleibst du und gibst wohl Acht auf ihn, bis ich dich gehen heiße. Dein Pferd kann indeß ein Anderer besorgen.“

Der erste Auftrag war Jochen willkommen, der letztere verdroß ihn. Ungesäumt zog er sein Pferd vor das Münchhausen'sche Renthaus, band es dort an und begab sich in die Küche des Hauses, um sich einen Eimer Wasser für sein Pferd zu erbitten, das er in der nahegelegenen Feldschmiede wolle beschlagen lassen. Die Magd händigte ihm den Eimer aus, Wendelin sah er nicht. Dann knüpfte er draußen bei dem Pferde ein Gespräch mit den Vorübergehenden an, spähte dabei fortwährend in das niedrig gelegene Küchenfenster, bis er merkte, daß die Dienstmagd sich entfernt und das Fräulein in der Küche anwesend war. Nun lieferte er den Eimer dankend wieder ab und übergab dem Fräulein den Brief.

„Von wem ist der Brief?“ fragte Wendelin.

Johann zwinkerte schlau mit den Augen, legte den Finger auf den Mund und sagte: „Von meinem gnädigen Herrn, dem Lieutenant und Feldmedicus Jobst Johanning.“

Wendelin wurde bleich, als ob jeder Blutstropfen aus ihrem Gesichte entwichen wäre, und um ihre Bestürzung zu verbergen, fragte sie, ohne weitere Nachgedanken: „Besorgst du oft solche Briefe für deinen Herrn?“

„Alles vertraut mir mein Herr an,“ erwiderte Jobst mit verschmitztem Lachen, „aber übel würde es mir anstehen, wollte ich darüber schwätzen wie ein Star. Ich trage die Briefe, bei deren Besorgung es heißt, seine fünf Sinne zusammennehmen, aber um den Inhalt der Briefe kümmerge ich mich so wenig, wie um die Liebeshändel meines Herrn.“

Jochen Stahlhut log aus Unverstand und Renommisterei; er wußte recht wohl, daß er noch nie in Liebeshändeln einen Brief für seinen Herrn getragen, als er mit dem Vertrauensposten prunkte, den er bei

seinem Herrn bekleide. Das Fräulein wandte ihm den Rücken und ging davon. Jochen begab sich verdrießlich in das Haus der Frau Walte; dort saß er mit wehmütigem, kläglichem Gesichte an dem Bette des Wachtmeisters, denn er hätte in Wahrheit lieber den Abend bei den Spielleuten am Markte zugebracht, und sein Gesicht erhellte sich erst dann, als die Frau Walte ihm ein gutes Abendessen vorgesetzt hatte.

III.

In große Erregtheit hatte Wendelin der Brief versetzt, daß Jobst, von dem sie lange Zeit nichts vernommen, in die alte Heimat zurückgekehrt, hatte sie jäh überrascht; sorglich hatte es ihr auch Konrad verschwiegen. Sollte und durfte sie den einst Geliebten wiedersehen? Die Frage beschäftigte sie jetzt unausgesetzt im Widerstreit der Gedanken und Empfindungen. Und sie mußte den Streit allein mit sich auskämpfen; ihrem Großvater konnte sie nicht anvertrauen, was sie bewegte, er war so schwach und krank, daß ihr der Arzt gesagt, sein Ende könne nicht fern sein, und auch Konrad durfte sie von dem Briefe nichts sagen, das erschien ihr als ein Verrat an ihrer früheren Liebe. Demütigend war ihr der Gedanke, vor Jobst dazustehen als diejenige, welche — einerlei, ob mit oder ohne Grund — der versprochenen Treue uneingedenk gewesen; wohl mochte auch er im wilden Kriegsleben die Treue längst gebrochen haben, sie mußte sich das aus den Worten des Boten deuten, der ihr den Brief überbracht, ihr aber fehlte dafür jeglicher Beweis. Daneben fürchtete sie die Macht, welche Jobst in früherer Zeit auf sie ausgeübt; das bestrickende Wesen des Mannes, an dem sie mit der ganzen Hingebung eines reinen kindlichen Herzens gehangen. Und eines großen Zaubers hatte es gewiß bedurft, um in ihr, dem adligen Fräulein,